"Das utopische Denken ist uns abhandengekommen"

Autor(en): **Bleisch, Barbara / Fritschi, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **113 (2016)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-840129

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Das utopische Denken ist uns abhandengekommen»

Mit den grossen Flüchtlingsströmen klopfe die Ungerechtigkeit an unsere Türen, sagt Barbara Bleisch, Moderatorin der «Sternstunde Philosophie». Im Interview spricht sie über die Verantwortungsdiffusion für das globale Elend, Schattenseiten der Freiheit und über die gesellschaftliche Bedeutung von Sehnsucht.

Frau Bleisch, was ist Philosophie?

Philosophie ist der Versuch, die Welt und uns Menschen in ihr denkend zu erfassen. Mit Kant kann man vier Fragen stellen: Was kann ich wissen und wo liegen die Grenzen meiner Erkenntnis? Was soll ich tun, wie muss ich andere behandeln? Was darf ich hoffen – kommt etwas nach dem Tod, gibt es Gott? Und viertens: Was ist der Mensch? Wären etwa Menschen, denen man einen Computerchip ins Hirn einpflanzt, noch Menschen? Direkt übersetzt bedeutet Philosophie übrigens «Liebe zur Weisheit».

Das Denken wird uns zunehmend von Computern respektive von Algorithmen abgenommen. Welchen Einfluss hat diese Entwicklung auf den Fortbestand der klassischen Philosophie und ganz allgemein auf unser Denken?

Ich glaube nicht, dass Algorithmen uns wirklich das Denken abnehmen. Denn Denken ist nicht nur Entscheiden, sondern bietet auch Orientierung. Und grad das Einordnen von einzelnen Entscheidungen in ein grosses Ganzes beherrschen Algorithmen nicht. Ausserdem zeigt sich, dass viele Leute grosse Schwierigkeiten mit der Vorstellung haben, dass Algorithmen ihnen das Denken abnehmen – was für Philosophen wiederum informativ ist.

Inwiefern?

Man fühlt sich fremdbestimmt oder in die Irre geführt. Wenn ich bei Suchanfragen nur noch eine gefilterte Auswahl an Ergebnissen erhalte, ist mein Anspruch, mich selbstbestimmt zu informieren, dahin. Der aufklärerische Gestus «sapere aude» – «Wage zu wissen!» – beinhaltet auch, sich Informationen beschaffen zu können, die nichts vertuschen oder beschönigen. Mündige Bürger müssen im Übrigen solche sein, die wirklich etwas wissen wollen und sich nicht kaufen lassen.

Welchen staatspolitischen Einfluss hat die Philosophie heute?

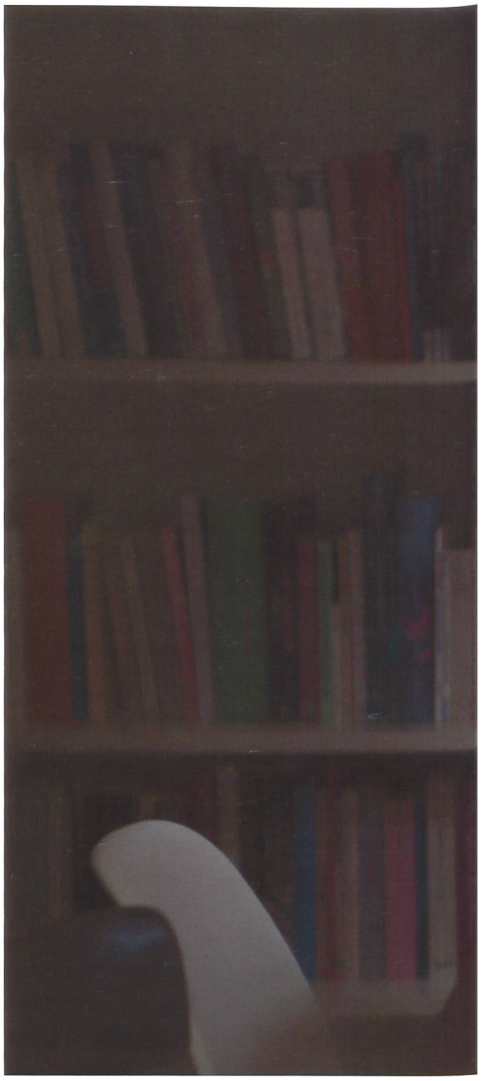
Ich bezweifle, dass ihr direkter Einfluss gross ist. Unsere politischen Modelle, unsere Vorstellungen von Partizipation oder guter Regierung fussen aber in älteren politikphilosophischen Ideen. In der Politik ist heute wieder eine stärkere Hinwendung zum sogenannten Realismus zu erkennen: Man sieht die Aufgabe der Politik primär darin, die Interessen des eigenen Staates zu verteidigen. Der direkte Bezug auf moralische Imperative hat abgenommen. Das hat auch damit zu tun, dass im Lauf der Geschichte negative Erfahrungen damit gemacht wurden, im Namen der Moral Politik zu betreiben. Es stellt sich natürlich die Frage, ob dies an den jeweiligen Imperativen liegt – oder daran, dass diese nicht ehrlich zur Anwendung kamen. Ein gutes Beispiel ist die «Humanitäre Intervention»: Ist es wirklich richtig, im Namen der Menschlichkeit militärisch einzugreifen? Oder tut man dies nur vordergründig im Namen der Menschlichkeit und eigentlich aus Eigennutz?

Sie moderieren die TV-Sendung «Sternstunde Philosophie» beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF. Wie funktioniert dieses Format in der heutigen, quotengetriebenen Medienwelt?

Wir präsentieren keine akademische Philosophie, sondern führen Gespräche mit den grossen Stimmen unserer Zeit. Dass wir eine Stunde Zeit haben, lässt Vertiefung zu – und Raum für eine echte Begegnung. Ich glaube, das authentische, lange Gespräch ist eine Marke, die mittlerweile viele schätzen, die mit Kurzfutter allein nicht zufrieden sind. Das sehen wir auch daran, dass wir gute Zahlen bei den Podcast-Abrufen vorweisen können. Unsere Sendung erfährt im gesamten deutschsprachigen Raum grosse Wertschätzung.

Wie sieht die Zukunft des vertieften Gedankenaustauschs aus? Sind die schnelllebigen sozialen Medien dabei förderlich oder hinderlich?

Die sozialen Medien funktionieren vor allem mit Kurzstatements. Deshalb schneiden wir für die sozialen Medien jeweils markante Passagen aus den langen Gesprächen heraus. Wer das Langformat schätzt, kann es dann bei uns abrufen. Wir



Bilder: Meinrad Schade

produzieren aber auch Formate nur fürs Internet. Unter dem Label «Filosofix» haben wir etwa in kurzen, animierten Filmen die wichtigsten Gedankenexperimente der Philosophie vorgestellt. Das funktionierte sehr gut in den sozialen Medien.

Sie haben im Rahmen eines Nationalfonds-Projekts Fragen der Ethik in Familienbeziehungen untersucht. Worum ging es dabei?

Wir haben versucht, die normative Struktur der Familie herauszuarbeiten. Damit sind Fragen gemeint wie: Gelten in Familiengefügen spezielle moralische Pflichten, die in anderen Beziehungen nicht greifen? Mich interessiert in diesem Rahmen speziell die Frage, ob erwachsene Kinder ihren Eltern etwas schulden – eine Idee, die ja beispielsweise im Recht verankert ist.

Zu welchem Fazit sind Sie gelangt?

Es gibt keine unmittelbare Dankbarkeitspflicht oder Rückzahlungspflicht auf der Seite der Kinder. Denn die Kinder haben nicht darum gebeten, geboren zu werden, und die Eltern haben ihrerseits in aller Regel die Kinder gewollt. Die Beziehung zwischen Kindern und Eltern ist aber eine sehr spezielle und unvergleichbar mit anderen Beziehungen. Sie ist nicht gewählt und unaufkündbar: Man kann sich weder die Kinder noch die Eltern aussuchen, und man wird sich gegenseitig auch zeitlebens nicht mehr los. Das geht mit einer spezifischen Verletzlichkeit der Familienmitglieder einher, die dazu führt, dass wir gute Gründe haben, uns umeinander zu kümmern – aber keine Verpflichtung.

Lässt sich dieses Modell auf die gesamte Gesellschaft umlagern? Gilt es generell?

Es gibt unterschiedliche Begriffe von Verletzlichkeit. Wir alle sind als Lebewesen verletzlich und auf andere angewiesen – das widerspricht übrigens ein Stück weit der liberalen Vorstellung des ungebundenen autonomen Subjekts, das völlig auf sich gestellt sein Leben entwirft. Im gesell- →

«Erst mal glaube ich, dass wir in der Schweiz im Moment keine Flüchtlingskrise haben. Dennoch glaube ich, dass wir an einer Zeitenwende stehen.»

schaftlichen Zusammenhang würde ich aber mit Blick auf gegenseitige Pflichten eher mit Begriffen wie Grundbedürfnisse oder Menschenwürde argumentieren. Die Frage, was wir uns als Gesellschaftsmitglieder gegenseitig schulden, ist eben eine andere als jene, was wir uns in Familiengefügen schulden.

Wie wirkt sich die Globalisierung auf unser Verständnis von Moral und moralischem Handeln aus?

Die Moralphilosophie hat sich ursprünglich mit Blick auf klar umrissene Gemeinschaften entwickelt: die Polis, den Staat, aber auch die Freundschaft oder Vertragspartnerschaften. Im Zusammenhang mit der Globalisierung spricht man zwar vom Global Village, aber wir wissen alle, dass dieser Begriff nur die ökonomische Vernetzung betrifft und wir uns nicht als globale Dorfbewohner fühlen.

Woran machen Sie das fest?

Wir reagieren nicht mit derselben Empörung auf schlimmes Leiden in fernen Ländern als wenn sich dieses hier zutragen würde. Das kann man kritisieren und auf die Gleichheit der Menschen pochen. Vor allem aber sehen wir heute, dass wir dieses Leid nicht auf ewig von unserem Alltag fernhalten können, wie wir es lange Zeit konnten. Mit den grossen Flüchtlingsströmen klopft die Ungerechtigkeit an unsere Türen und rüttelt an den Grundfesten dessen, von dem wir bis jetzt ausgegangen sind: dass es schon irgendwie funktioniert mit diesen sehr unterschiedlichen Wohlstandsniveaus.

Wie viel Mitschuld haben wir alle am globalen Elend auf der Welt?

Mit Mitschuld meint man meist so etwas wie: ein Stück der Verantwortung. Verantwortung wird traditionell im Rahmen von sozialen Rollen zugeschrieben. Die Eltern sind verantwortlich für ihr Kind, der Badmeister dafür, dass niemand ertrinkt, Swissmedic für eine korrekte Arzneimittelkontrolle. Diese Rollenverantwortungen führen zu einem ausgeklügelten System von Verantwortungszuschreibung, das uns immer auch entlastet. Wir wissen nicht nur, was unsere Aufgabe ist, sondern auch, wofür wir nicht verantwortlich sind. Auf globaler Ebene fehlen diese Rollenverantwortungen – oder sie werden nicht wahrgenommen. Dann versucht man, von kausaler Verantwortung auf moralische Verantwortung zu schliessen. Doch das ist nicht einfach. Die Verantwortungsketten sind zu komplex.

Aber das entlastet uns nicht...

Ja, genau. Wenn wir sehen, dass jene, die eigentlich verantwortlich wären, sich aus der Verantwortung ziehen – korrupte Regierungen, transnationale Unternehmen – dann gibt es kein Entlastungssystem. Und auch in der globalen Wirtschaft zeigen sich Löcher in der Verantwortungszuschreibung. Man kann sagen, es herrscht ein Zustand von kompletter Verantwortungsdiffusion. Und so stimmt es zum einen, dass wir alle ein wenig schuld sind, insofern wir von einer globalen Ordnung profitieren, die für andere nachteilig ausfällt. Aber zum anderen ist der Begriff der moralischen Schuld hier nicht sehr hilfreich, weil wir gar nicht wissen, was wir tun müssten, um unsere Mitschuld abzutragen. Was wir benötigen, ist eine institutionalisierte Verantwortungszuschreibung. Damit meine ich globale Spielregeln, die das Wohl der Bevölkerung im Blick haben, nicht nur jenes der Eliten. Als Bürger eines demokratischen Landes haben wir meiner Meinung nach die Pflicht, unsere Stimme für einen solchen politischen Veränderungsprozess einzubringen.

Was sind Ihre persönlichen Gedanken zur Flüchtlingskrise?

Erst mal glaube ich, dass wir in der Schweiz im Moment keine Krise haben. Dennoch glaube ich, dass wir an einer Zeitenwende stehen – weniger wegen der Flüchtlinge als wegen der Terroranschläge und der brutalen Kriege, die zu Migration führen. Wir hatten diesen liberalen Traum einer pluralistischen und aufgeklärten Gesellschaft, tolerant gegenüber religiösen Haltungen, die wir als Privatsache betrachten. Im Kern sind wir der Freiheit des Einzelnen verpflichtet, und wir hofften: Irgendwann werden vielleicht alle Länder dieser Welt ähnliche Verfassungen kennen wie wir. Nun werden wir mit einem anderen, einem autoritären Traum konfrontiert. Mit Menschen, die sich an autoritären Regimes orientieren und sich deren Machtstrukturen unterwerfen und sogar bereit sind, für sie zu sterben – weil sie religiös aufgeladen sind. In diesem Traum zählt die Zugehörigkeit zur Gruppe, nicht das Individuum. Und insofern macht dieser Traum auch Angst.

BARBARA BLEISCH

Barbara Bleisch, geboren 1973, promovierte im Bereich Philosophie zum Thema «Pflichten auf Distanz. Weltarmut und individuelle Verantwortung». Sie moderiert seit 2010 die Sendung «Sternstunde Philosophie» beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF. Bleisch arbeitet daneben am Ethik-Zentrum der Universität Zürich, unter anderem zum Thema Familienethik, und hat Lehraufträge für Ethik an verschiedenen Hochschulen. Sie lebt mit ihrer Familie in Zürich.

Und was machen wir mit dieser Angst?

Wir verteidigen oft reflexartig unsere offene Gesellschaft, ohne genau zu wissen, was wir darunter verstehen. Mir fällt auf, dass plötzlich auch in intellektuellen Kreisen Begriffe wie Leitkultur oder Heimat eine Rolle spielen. Offenbar suchen wir nach dem, was uns eint und was wir verteidigen wollen und mit guten Gründen auch verteidigen sollen. Möglicherweise sind wir aber selbst nicht mehr ganz so vorbehaltlos glücklich mit unserem liberalen Traum und sehen, dass wir ihn erweitern müssen. Freiheit hat ja auch ihre Schattenseite, sie überfordert uns zunehmend, weil sie in einen Druck ausartet, sich immer wieder neu zu erfinden. Obwohl wir reich sind, sind viele Menschen überfordert und erschöpft. So gesehen ist der liberale Traum nicht nur von aussen, sondern auch von innen unter Druck.

Was gehört zu einer sicheren Existenz?

Neben verschiedenen materiellen Gütern gehört für mich auch Anerkennung dazu. Niemand möchte einfach Empfänger von Almosen sein, sondern man möchte auch dazugehören, ein taugliches Mitglied in einer Gesellschaft sein. Ich glaube, die meisten Menschen möchten im Leben eine Aufgabe haben, gebraucht werden.

In der Sozialhilfe ist das Existenzminimum ein fester Begriff, der sich über einen materiellen Grundbedarf ableitet. Gibt es in der Philosophie Wurzeln für diese Haltung?

Es gibt dazu unterschiedlichste Vorschläge. Die einen orientieren sich an den Menschenrechten, andere an der Menschenwürde, wieder andere an den «basic needs», die sich ein Stück weit auch aus der menschlichen Natur ableiten. Von grosser Bedeutung ist auch der «capability approach» von Martha Nussbaum und Amartya Sen, der von den Grundfähigkeiten eines Menschen ausgeht und damit umfassender ist als der Bedürfnisansatz. Bei Nussbaum und Sen gehört zum sozialen Minimum auch dazu, dass Menschen die Möglichkeit haben müssen, Beziehungen zu leben, zu spielen, die Natur zu erfahren, etc. Wenn Menschen nicht genug haben zum Leben, werden sie nicht fähig sein, miteinander zu lachen, zu lieben und zu feiern.

Lassen Sie uns mit einer letzten philosophischen Frage abschliessen. Was ist wirklich wichtig?

Für mich persönlich: Weiterkommen. Die Dichterin Nelly Sachs sagte: «Alles beginnt mit der Sehnsucht.» Ich glaube, das stimmt. Deshalb sollten wir nicht aufhören, unsere Sehnsucht zu nähren. Sowohl im eigenen Leben – etwas aus sich machen wollen. Aber nicht grob und mit dem Plan im Kopf, dass eine bestimmte Karriere dabei herausspringen muss. Sondern sanft und eben: sehnsüchtig. Aber auch gesellschaftlich ist die Sehnsucht wichtig. Ihr steht das pragmatische TINA-Prinzip gegenüber: There is no alternative! Die Haltung, dass es keine Alternativen geben kann zur heutigen gesellschaftspolitischen und sozioökonomischen Ordnung. Das utopische Denken ist uns gesellschaftlich ziemlich abhandengekommen. Zwar sind viele unzufrieden, aber sie glauben nicht mehr, dass sich die Dinge anders und besser organisieren liessen. Das sollten wir ändern. ■

Das Gespräch führte
Michael Fritschi